KAL

Heute Morgen lag mein Gesicht im Waschbecken. Ich liess warmes Wasser laufen in der Hoffnung, dass es verschwindet. Dass es sich auflöst. Doch es blieb. Verzerrte sich kaum und starrte mich ausdruckslos weiter an.

Wir hatten uns für zwei Wochen vollgefederte Fahrräder ausgeliehen, um die hügelige Landschaft von Porquerolles zu erkunden. Bereits am dritten Tag hatten wir uns ein Bild von der Insel verschafft und waren uns einig: Auf der anderen Seite, weit weg vom Hafen und damit vom Trubel der unzähligen Tagestourist:innen, da ist es paradiesisch.

Wir hatten nicht mitbekommen, wie wir zu einem lebenden Klischee geworden waren. Von aussen hübsch anzusehen. Wie eine Seifenblase reflektierten wir in schönster Weise unsere Umgebung. Und zugleich viel zu zart und unsicher, um uns irgendwo niederzulassen. Viel zu gross die Gefahr vor dem Platzen. Vor dem Verschwinden.

Als wir uns kennenlernten, wusste ich nicht, wo ich anfange und wo ich aufhöre. Immer wieder fordertest du mich auf, Raum einzunehmen. Wenn irgendwer auf einer Feier mich auf meine Herkunft ansprach, wundertest du dich, warum ich nicht für mich einstehe.

Ich kannte meine Grenzen nicht.

Ich kannte die Geschichte meiner Vorfahren. Die Grosseltern, die aus dem heutigen Pakistan nach Indien flohen. Die Eltern, die aus Indien in die Schweiz flüchteten. Einmal, weil ein britischer Jurist Linien über eine Landkarte zog, und das andere Mal, innerhalb jener selben Linien, Menschen verfolgt und umgebracht wurden.

Ich kannte die Geschichte der Roten Baronin. Als sie in einer österreichischen Stadt geboren wurde, war das Land für ein Jahr noch ein unabhängiger Staat. Sie war Kind, als der Zweite Weltkrieg ausbrach. Ihre Vorfahren waren adelig und vermögend. Nach dem Krieg waren sie adelig und flochten Körbe.

Die Rote Baronin lebte bereits seit drei Jahrzehnten in dem Ort, in welchem meine Eltern Anfang der 90er ankommen würden. Sie unterrichtete ehrenamtlich Deutsch für Geflüchtete. Davor hatte sie einen Jugendtreff aufgebaut und betreut. Ihr Mann und sie kamen in diesen Schweizer Vorort, weil seine Karriereaussichten in der Pharmaindustrie in der Stadt vielversprechend waren. Meine Eltern waren, wie ihre Eltern zuvor, Bauern. In der Schweiz Reinigungskraft und Fabrikarbeiter.

Meine Grenzen orientierten sich an jenen meiner Vorfahren und an jenen der Roten Baronin, die sich unserer Familie angenommen hatte. Während meine Eltern sich zwischen den Schichten erholten, legte ich meine ab. Ich malte mir Masken ins Gesicht und verbrachte Nachmittage mit der Roten Baronin in Cafés. Es gab Torte und Tee.

Mein Vater meinte einmal zu mir: «Du wirst unsere Geschichte erst glauben, wenn du sie in ihren Büchern liest.» Seine Worte hallen noch heute wie ein Echo in meinem Gedankenraum. Er hatte recht. Alles, was von ihm kam, von Menschen aus der Community, nahm ich als weniger wert an. Ich schämte mich für uns. Meine Eltern sind beide bloss fünf Jahre zur Schule gegangen.

Sehr bald konnte ich komplexere Texte lesen und verstehen, als sie es jemals imstande gewesen wären. Und dafür, für die Abwesenheit ihrer Bildung, dafür schämte ich mich. Dass sie wie Grundschulkinder in einer krakeligen Schrift schrieben.

Doch bereits damals schämte ich mich am allermeisten für meine Scham und versuchte, diese im Verborgenen zu lassen, übersetzte sie in Taten, indem ich ihnen mit einem feinen Bleistift Linien vorzeichnete, damit sie wussten, wo sie zu unterschreiben hatten. In gewisser Weise waren sie noch Kinder in dieser neuen Sprache, in diesem anderen Alphabet.

Ich mochte es, wie meine Eltern zählten. Sie nutzten dafür die drei Flächen der Finger. Der Daumen wanderte von der ersten Fläche des kleinsten Fingers hoch und weiter über die erste Fläche des Ringfingers. So kamen sie auf fünfzehn in einer Hand. Also insgesamt dreissig. Ich hatte in der Schule zehn Finger zur Verfügung. Meine Lehrerin nannte mich «Spatzenhirn», und ich sah eine einsame Frau, die bloss auf zehn kam.

Neulich erzählte mir mein Vater in stolzem Ton über eine Sprachnachricht von einem hundertjährigen *Sikh*-Marathonläufer. Er fing erst mit 89 Jahren an zu laufen, aus Kummer, weil einer seiner Söhne verstorben war. Ich recherchierte und fand heraus, dass sein Rekord keine Aufnahme im Guinness-Buch der Rekorde finden würde, weil es keinen Beleg für sein Alter gibt. Keine gültige Geburtsurkunde.

Ich denke an all die Leben. All die gelebten Jahre, die nicht existieren, weil es keinen Beleg für sie gibt.

Du warst also viel schneller als ich und bald hinter einem Hügel im Kiefernwald verschwunden, ohne dich umzusehen.

Ich stand also vor einer Verzweigung, der sanfte, warme Wind trug den Duft von Lavendel und Thymian, er fühlte sich an wie eine deiner Umarmungen. Liebevoll, einnehmend und immer irgendwie tröstend. Doch seit dem Tod der Roten Baronin, immer etwas zu viel. Zu nah.

Ich will weder eine Geschichte einer Heldin noch eines Opfers erzählen. Wie auch, ich verbringe Nachmittage damit, auf öffentlichen Toiletten Buch zu führen, welche am häufigsten verwendet wird. Oder in welchen Gebäuden Türen nach innen und wo nach aussen aufgehen. Ich bin also eine absolut unauffällige Frau.

Oder:

Eine Frau, die nicht auffallen darf.

Ich sehe schon, ich gebe hier ein Bild einer tristen, einsamen Person ab, die zu viel Zeit übrighat. Kein Grund zur Sorge, ich bin umgeben von vielen Menschen, und die Sache mit der Zeit: uneindeutig.

In meiner Erstsprache *Punjabi* gibt es das Wort «Kal». Es steht für «gestern» sowie für «morgen». Doch manchmal verschwimmt das *Kal* und verschwindet. Was für gestern galt, überträgt sich ins Morgen, und Morgen tarnt sich im Kleid von Gestern.

Ich erinnere im *Kal* und ich träume im *Kal*.

Wer eine Frau sieht, die Toilettenbenutzungen zählt oder Türrichtungen katalogisiert, sieht nicht mich. Sieht bloss eine Maske, hinter der ich verschwinden kann. In meiner Unauffälligkeit werde ich unsichtbar und gerade das macht mich frei, zwischen Gestern und Morgen zu wandern. Ich bin also eine Träumerin und falle maskiert in tausend Anfänge.

Dennoch verspüre ich eine grosse Dringlichkeit zu schreiben, als Beleg, als Notwendigkeit, festzuhalten, was zuvor wegassimiliert wurde. Und davon erzähle ich.

Ich wusste nicht, ob ich nach rechts oder links abbiegen sollte. Entschied mich schliesslich, dem Wind zu folgen, und schlug einen Weg ein, der bald über einen steilen, steinigen Abhang zu einer kleinen Bucht führte, hin zum türkisfarbenen Meer. Als ich unten am menschenleeren Strand ankam, rann der Schweiss unter meinen Brüsten zu einem Bach zusammen und kitzelte mich. Ich lachte kurz auf und trocknete ihn anschliessend mit dem Zipfel meines Leinenkleides und hielt Ausschau nach dir.

Um ehrlich zu sein, war es schön, dich nicht in der Landschaft wiederzufinden. Das erste Mal seit unserem Streit war ich allein und endlich in der Lage, meine Gedanken zu hören.

Meine Reaktion fiel heftig aus, ich schrie dich an: «Dein verficktes Leben ist nur deswegen so lustig und leicht, weil es auf den Nacken von Menschen wie meinen Eltern gebaut ist! Wer putzt deine Scheisse?! Wer baut dir dein Haus?! …» Ich blickte in dein angsterfülltes Gesicht und war selbst überrascht über meinen Wutausbruch. Du entgegnetest, du wolltest mich bloss etwas provozieren. Weil du dich unwohl gefühlt hattest, als ich mich über bestehende Strukturen aufregte. Das hatte etwas in mir entfacht.

Noch vor ein paar Jahren wäre das undenkbar gewesen. Damals wusste ich noch nicht einmal, wie sich Wut anfühlt. Die Rote Baronin hätte das niemals geduldet. Sie hätte gesagt: «So etwas schickt sich für eine junge Dame nicht.»

Es brauchte also eine Beziehung zu einem Menschen wie dir, dem ich vertraute, um mir zu erlauben, Wut zu empfinden und mich dabei ausreichend sicher zu fühlen.

Als mein Vater Vater wurde, strahlte er. Es war eine Tochter geboren. Ich mochte es, das mutige Mädchen, das starke Mädchen, das, das Rekorde brach, das mit Stereotypen brach, zu sein. Mein Vater nannte mich *Sher*. Einen Tiger.

Am ersten Schultag der Oberstufe ging ich zum Sekretariat und kündigte an: «Der Name auf der Liste, der ist falsch.» Eine bebrillte Person blickte auf den Namen, auf welchem noch mein Finger ruhte, der mit neun Buchstaben um einiges länger war als der der anderen auf der Liste, und runzelte die Stirn.

Ich fügte hinzu: «Er war zu ausländisch und hat zu Verwirrungen geführt, weswegen ich nun diesen Namen trage», und buchstabierte ihr den verkleideten Namen. Damit gab sie sich zufrieden. «Oh, ich verstehe …», sagte sie und ergänzte mit einem bemitleidenden Ausdruck im Gesicht: «Ist in unseren Kreisen ein wirklich komplizierter Name.» Sie lächelte mich freundlich an und bedankte sich fürs Melden.

Als ich zu hungern begann, entgegnete mir meine Mutter liebevoll: «Kind, du musst essen, du darfst dich nicht selbst schwächen, es gibt zu viel Ungerechtigkeit in dieser Welt und wir, wir müssen kämpfen.» Sie erinnerte mich daran, eine *Kaur* zu sein, eine Kämpferin und Prinzessin zugleich.

Als ich volljährig wurde, machte ich es offiziell. Ich hatte ausreichend Geld aus meinen Ferienjobs mit Putzen in Schulhäusern angespart, um mir diesen wichtigen Schritt meiner Metamorphose zu ermöglichen. Es reichte ein Anruf beim Bezirksamt und eine für die Sachbearbeiterin zufriedenstellende Erklärung. Zwei Wochen später erhielt ich einen neuen Ausweis.

Als meine Eltern davon erfuhren, dass ich es offiziell gemacht hatte, dass nun zwischen zwei roten Deckeln ein anderer Name stehen würde, wussten sie:

Wir haben sie verloren.

Für einen nicht enden wollenden Augenblick sassen sie niedergeschlagen mit gekrümmten Rücken, wie Fremde, in ihrem eigenen Wohnzimmer.

Damals war mir nicht bewusst, dass ich damit einen Teil meiner Herkunft löschen liess.

Das Meer zog mich an und es war mir egal, ob du irgendwo besorgt auf mich wartetest. Ich musste ins Wasser. Tauchte in das angenehm kühle Nass und schwamm. Schwamm so lange, bis mir die Puste ausging, und dann liess ich mich das erste Mal seit Langem treiben.

Bis zum Ende des Sommers hin würden wir uns trennen, und ich hatte dir nie gesagt, dass ich bis zu meinem zwölften Lebensjahr einen anderen Namen trug.

Heute Morgen lag mein Gesicht im Waschbecken. Ich liess warmes Wasser laufen in der Hoffnung, dass es verschwindet. Dass es sich auflöst. Doch es blieb. Verzerrte sich kaum und starrte mich ausdruckslos weiter an.

Erst als ich bleichendes Putzmittel verwendete und mit einem Schwamm wie im Wahn über die Oberfläche schrubbte, verschwand es allmählich.